

grund wissenschaftlichen und politischen Interesses. Diese „Ausrichtung auf den Menschen“ korrespondiert mit der politisch-programmatischen Entscheidung der Entwicklungsländer für Selbst- und Eigenständigkeit und Vertrauen auf die eigenen Kräfte („self-reliance“), die die Errichtung einer vergleichsweise autozentrierten Wirtschaft, Selbstversorgung bei Grundbedürfnissen, Unabhängigkeit, nationale Souveränität und kulturelle Identität beinhaltet.

An der Schwelle der achtziger Jahre läßt sich zumindestens vermuten, daß die Strategie der „Entwicklung von unten“ an Boden und Gewicht gewinnen wird. Dies bedeutet, daß nicht nur Überlegungen über den Stellenwert der Menschenrechte in der Entwicklungspolitik an Brisanz und Bedeutung zunehmen werden, sondern vor allem daß die Grundprinzipien der Teilhabe und der Teilnahme der Bevölkerung bisherige sektorale und instrumentale Teilstrategien, die sich auf Infrastruktur, Industrialisierung, Dienstleistungen und Technologie ausrichten, modifizieren werden und verstärkten Anlaß bieten, bisher noch offene Fragen des Kampfes gegen die absolute Armut, der „Grundbedürfnisstrategie“ und der „integrierten ländli-

chen Entwicklung“ mit Nachdruck zu verfolgen. Freilich stößt die Betonung der sozialen und der politischen Dimension von Wachstum und Gerechtigkeit in vielen Entwicklungsländern auf das Problem der mächtigen Eliten, auf ein inzwischen tief verwurzeltes Mißtrauen gegen Konzepte, Meinungen und Vorschläge von außen und auf eine teils überempfindliche Sorge um die nationale Souveränität. Dennoch wächst bei internationalen Organisationen und auch bei nationalen Regierungen ein gewisser Konsens über die Neuorientierung der auf Kapitalbildung und Wirtschaftswachstum ausgerichteten Methoden, weg von umfangreichen und zentralisierten Großprojekten hin zur Entwicklung der „menschlichen Ressourcen“, zum Einsatz arbeitsintensiver Produktionsverfahren in der industriellen und landwirtschaftlichen Entwicklung und insbesondere zu Maßnahmen, die die Situation der Armen im ländlichen Bereich direkt betreffen und deren Verteilungswirkung unmittelbar zu Buche schlägt. Solche Schwerpunktbildungen sind im Rahmen einer Globalstrategie nicht realisierbar; die Dritte Entwicklungsdekade wird deshalb durch eine differenzierte Pluralität von Strategien gekennzeichnet sein. *Hans Zwiefelhofer*

Interview

Papsttum und Kirche: Perspektiven des gegenwärtigen Pontifikats

Ein Gespräch mit Professor Heinrich Fries

Der Besuch Johannes Pauls II. in der Bundesrepublik verlangt über die in vielen Fällen wohl schon wieder verfliegenen unmittelbaren Wirkungen hinaus nach solider und ehrlicher Aufarbeitung. Dazu gehört notwendigerweise auch die Frage, welchen Stempel dieser Papst in seinem bisherigen Pontifikat dem Petrusamt aufgeprägt hat, welche Perspektiven sich daraus für die keineswegs abgeschlossene Diskussion über die Stellung des Papstamtes in der Kirche und der Rolle des Papsttums für die Einheit der Kirchen ergeben. Wir sprachen über diese Probleme mit Professor Heinrich Fries, bis zu seiner Emeritierung Ordinarius für Fundamentaltheologie an der Universität München. Die Fragen stellte Ulrich Ruh.

HK: Herr Professor Fries, das Zweite Vatikanum hat die starke Akzentsetzung des Ersten Vatikanums auf den päpstlichen Primat durch die Aufwertung der bischöflichen Kollegialität ergänzt. Seither sind auch etliche Schritte unternommen worden, um das Gewicht der Ortskirchen stärker zur Geltung zu bringen. Dennoch ist im

und nach dem Konzil die Spannung zwischen Primat und Kollegialität letztlich unaufgelöst geblieben. Wie stellt sich gegenwärtig, 15 Jahre nach dem Konzil, das Verhältnis beider Größen in der Kirche dar?

Fries: Beim Zweiten Vatikanum sind die Primataussagen von 1870 sogar dem Wortlaut nach übernommen worden. Andererseits wurden diese Aussagen angereichert und damit in einen neuen Kontext gestellt durch die Betonung der Kollegialität, einer Kollegialität, die ihrerseits nicht isoliert vom Papst zu verstehen ist. Der Papst ist in diese Kollegialität eingebunden, behält aber darin seine ihm eigene Funktion und Aufgabe. Die jetzige Situation ist wohl so zu beschreiben, daß die Spannung zwischen der Ekklesio-logie des Ersten und des Zweiten Vatikanums weiterbesteht und es noch nicht in allem zu einer Verhältnisbestimmung zwischen Primat und Kollegialität gekommen ist, durch die diese Spannung ohne Reibung ausgehalten werden könnte. Auch der jetzige Pontifikat ist durch diese Situation bestimmt, nämlich einerseits, nichts von dem weg-

zunehmen, was im Ersten Vatikanum definiert wurde, und andererseits das Neue lebendig zu verwirklichen. Gerade diese Doppelung bestimmt Größe wie Grenzen der gegenwärtigen Situation. Es bedarf wahrscheinlich noch einer Zeit des Suchens und des Erprobens, bis eine Form gefunden wird, durch die sowohl das Primatiale wie das Kollegiale zur Verwirklichung im ganzen kommen.

HK: Ist nicht gerade durch den Pontifikat Johannes Pauls II. in diese noch nicht bewältigte Spannung ein neues Element hineingekommen, nämlich ein Papst, der zwar nicht unbedingt seine primatiale Rechte als solche und damit seine Autorität hervorhebt, aber doch in seiner Amtsführung das primatiale Moment sehr stark in den Vordergrund stellt?

Fries: Das hängt zum Teil mit der großen persönlichen Ausstrahlungskraft dieses Papstes zusammen. Dazu kommt, daß Johannes Paul II. als ein Papst, der aus dem Osten kommt, erfahren hat, welche Bedeutung und welche Kraft einer Gemeinschaft, einer Kirche innewohnt, die sich der Welt gegenüber im Profil und in Geschlossenheit darstellt. Man kann verstehen, daß diese Herkunft des Papstes auch seine Amtsführung mehr und mehr, wenn auch vielleicht unbewußt, prägt. Nach seinem Grundkonzept sind die Stärkung der Kirche im Innern, vor allem in ihren Strukturen, ihre Einheit und Geschlossenheit der Welt gegenüber die entscheidenden Voraussetzungen für die Kraft ihrer Wirksamkeit heute.

„Es wäre Pflicht der Ortskirchen, sich dem Papst gegenüber deutlich und profiliert darzustellen“

HK: Selbst wenn dieses Konzept stimmig sein sollte, ist doch nicht zu verkennen, daß damit die vom Konzil initiierte Tendenz zum stärkeren Ausbau der kollegialen Mitverantwortung und ortskirchlichen Selbständigkeit eher gehemmt als produktiv vorwärtsgebracht wird. Wie sehen Sie dieses Problem?

Fries: Ihre Bedenken sind berechtigt; man muß einfach sagen, Polen kann kein Modell für die Weltkirche abgeben. In einer Welt der Pluralität, der Autonomie und der Demokratie müssen zu diesem Herkunftsmodell noch andere Züge treten. Ich könnte mir denken, daß gerade die Reisen des Papstes eben dieses gleichsam aufarbeiten und nachholen wollen.

HK: Aber genau diese Reisen haben doch, wie sich nicht zuletzt beim Papstbesuch bei uns gezeigt hat, einen Doppelcharakter: Sie sind einerseits Kontaktaufnahmen des Papstes mit der jeweiligen konkreten Ortskirche und ihren spezifischen Problemen, andererseits führen sie doch dazu, daß das Gewicht des Papstes gegenüber den Ortskirchen auf eine nicht unproblematische Weise hervortritt. Wie ist unter diesem Blickwinkel die Reise Johannes Pauls II. durch die Bundesrepublik zu bewerten?

Fries: Hier muß man wieder auf die Persönlichkeit dieses Papstes hinweisen. Wenn Sie daran denken, wie mies die Stimmung vor dem Papstbesuch hierzulande war, wie viel Skepsis, Spott und Mißtrauen da geäußert wurde, dann ist es doch erstaunlich, wie der Papst in ein paar Tagen auch die öffentliche Meinung, Stimmung und Atmosphäre verwandelt hat. Der Erfolg des Besuchs lag nicht zuletzt daran, daß der Papst sich genau über die Probleme und die Situation der Kirche informierte, die er besucht hat. Ich glaube, daß gerade die Reise nach Deutschland, in das Land der Reformation, ihm einen großen Erfahrungszuwachs gebracht hat, konkret durch die Begegnung mit den Vertretern der evangelischen Kirche. Denn dieser Bereich war ihm bisher aufgrund seiner Herkunft nicht so vertraut wie etwa die Kirchen des Ostens. Er hat sehr viel zugehört und dabei auch gelernt.

HK: Wird damit aber auch das strukturelle Problem schon gelöst, das gerade durch die Reisetätigkeit Johannes Pauls II. aufgeworfen wird?

Fries: Sie haben vorhin das Problem angesprochen, daß der Papst durch seine Anwesenheit die Ortskirchen überstrahlt hat. Es wäre eine Pflicht und eine Möglichkeit der Ortskirchen, sich selber dem Papst gegenüber deutlich, konkret und profiliert darzustellen, damit die Situation der einzelnen Länder und Kulturen auch wirklich in das Gesichtsfeld des Papstes kommen kann. Denn die Kirche besteht in und aus Ortskirchen. Der Papst kann seine legitime Funktion als oberster Hirt und Lehrer nur dann sowohl universal wie auch zugleich differenziert wahrnehmen, wenn ihm die ganze Pluralität und Spezifität und Differenziertheit der Ortskirchen immer wieder vor Augen geführt wird.

HK: Besteht nicht auch das Problem, daß man dem Papst zwar mit Recht viel zutraut und sich über seinen immensen Einsatz für die römische Diözese wie für die Weltkirche freut, daß damit aber Strukturreformen, die noch nicht verwirklicht sind, auch soweit sie das Papstamt selber betreffen, nicht mehr wirklich eingefordert oder zumindest weiterdiskutiert werden?

Fries: Da möchte ich auf folgendes hinweisen: Der Papst hat wiederholt erklärt, er erhoffe, daß die Einheit mit den Kirchen des Ostens im Jahr 2000 Wirklichkeit werden möge oder könne. Wenn dem wirklich so ist, dann ist gerade durch diese Intention schon außerordentlich viel impliziert für die Frage: Kann die Kirche Roms mit ihrer gegenwärtigen Struktur des päpstlichen Primats, der päpstlichen Jurisdiktion in der Einheit mit der Kirche des Ostens vorankommen, wenn sie in sich selber unveränderlich bliebe? Es ist kaum anzunehmen, daß die orthodoxen Kirchen die Gestalt des Primats in der Fassung des Ersten Vatikanums annehmen oder gar für sich übernehmen. Deshalb hat der Dialog mit der Orthodoxie auch Konsequenzen für eine differenzierte Bestimmung des Verhältnisses von Papst und Kirche im Katholizismus.

HK: Der gegenwärtige Papst bringt es zumindest bisher offensichtlich fertig, alle Dimensionen, die seinem Amt

zugewachsen sind, auch auszufüllen. Aber muß hier nicht dennoch eine stärkere Entflechtung und damit auch Selbstbegrenzung stattfinden, um nicht auf die Dauer übertriebene Erwartungen an den Papst und sein Amt in Kirche und Welt aufkommen zu lassen?

Fries: Dem ist zweifellos zuzustimmen. Sie reden von den verschiedensten Aufgaben, die dem Papst zugewachsen sind, und fragen mit Recht, ob das ein Mensch überhaupt noch leisten kann. Ich meine, daß auch ein starker und dynamischer Papst diesen Herausforderungen und Möglichkeiten der Gegenwart nur dann gerecht werden kann, wenn er auch die Kraft zur Delegation hat, zur Überantwortung bestimmter Bereiche an andere Instanzen nicht nur innerhalb der römischen Kurie, sondern etwa auch an eine Bischofssynode, indem er noch einmal den Ortskirchen ihre Pluralität zugesteht und auch für Lösungen in der Kirche eine größere Differenzierung im Sinn der Subsidiarität für möglich hält.

„Es ist ein großer Spielraum dafür gegeben, daß der Papst auf einiges von dem verzichtet, was ihm nach der universal gefaßten Jurisdiktion zugesprochen worden ist“

HK: Aber dafür stehen ja die eigentlichen Proben aufs Exempel im jetzigen Pontifikat noch aus: Die erste Bischofssynode unter dem Vorsitz Johannes Pauls II. hat in ihrem Verlauf und in ihren Ergebnissen nicht gerade eine Aufwertung dieses wichtigsten kollegialen Mitspracheorgans auf universalkirchlicher Ebene erkennen lassen...

Fries: Das ist richtig. Es ist immer so, daß zwar die Reform von Strukturen für eine Institution wünschenswert und erfolgversprechend sein kann, daß aber die konkrete Umsetzung an den Repräsentanten hängt, die etwa an einer solchen Bischofssynode teilnehmen. Ich meine schon, daß wenn in dieser Bischofssynode die Vertreter der Ortskirchen deutlicher, als es in der Öffentlichkeit bekannt geworden ist, ihre Dinge auf den Tisch legten und ihre unmittelbaren konkreten Aufgaben und Schwierigkeiten artikulierten, daß dann im Prozeß eines synodalen Geschehens mehr herauskommen müßte, als es bisher der Fall war.

HK: Welche Veränderungen in der Amtsführung des Papstes wären im Prozeß einer stärkeren Aufwertung der ortskirchlichen Verantwortung notwendig?

Fries: In der Frage der Unfehlbarkeit ist eine genaue Limitierung schon im Vatikanum I ausgesprochen worden. In der Frage der Jurisdiktion dagegen fehlt eine solche. Sie wird einfach als Universaljurisdiktion angesprochen: der Papst, der oberste Hirte, Lehrer und Gesetzgeber in der Kirche im einzelnen und im ganzen. Hier wäre auch strukturell noch einiges deutlicher zu machen, indem genaue Bestimmungen für die Ausübung der Jurisdiktion getroffen werden könnten. Es ist noch ein großer Spiel-

raum dafür gegeben, daß der Papst selbst in seiner Souveränität einiges von dem zurücknimmt, auf einiges von dem verzichtet, was ihm nach der bisherigen universal gefaßten Jurisdiktion zugesprochen worden ist. Man kann unterscheiden zwischen dem Recht und Form und Maß seiner Ausübung.

Man darf auch nicht vergessen, daß das Papsttum in seiner konkreten Gestalt immer auch Ausdruck einer jeweiligen Situation ist, Spiegelbild einer Gesellschaft und Kultur im Gang der Jahrhunderte. Die Gestalt des Papsttums, wie sie im Ersten Vatikanum hervortrat, muß nicht auf alle Ewigkeit so bleiben. Die Verwirklichung des Petrusdienstes und Petrusamtes kann in einer anderen gesellschaftlichen und kulturellen Situation eine andere Gestalt bekommen. Denken Sie an die Primatsgestalt des ersten Jahrtausends, des Mittelalters, der Renaissance, des 19. und 20. Jahrhunderts. Das Erste Vatikanum ist eine Form, aber eine geschichtlich gewordene und von daher auch nach vorne offene Form.

HK: An mehr oder weniger realistischen Vorschlägen und Modellen, wie ein vom Evangelium her erneuerter Petrusdienst aussehen könnte und sollte, fehlt es ja nicht. Steht aber solchen Überlegungen nicht der gegenwärtige Trend zu neuer Geschlossenheit im Wege, in dem nicht zuletzt das Petrusamt als Amt der Einheit eine eher zentralistische Akzentsetzung bekommt?

Fries: Dieser unverkennbare Trend zurück zu größerer Geschlossenheit und damit zu der klaren Führungsmacht des Papstes hängt auch mit Entwicklungen zusammen, die durchgängig in der heutigen Gesellschaft zu konstatieren sind. Der Trend zu neuen Ordnungen und zu Führungsgestalten, die restaurative Tendenz ist unverkennbar und schlägt natürlich auch in die Kirche selber und ihre Strukturen zurück. Es gibt genügend Kräfte in der Kirche, die sich in der Beschwörung der sogenannten guten alten Zeit nach vergangenen Einheitsvorstellungen zurücksehnen und alles tun, um etwa auch die im Zweiten Vatikanum bereits angezielten neuen Strukturen oder das, was auf der Synode von Würzburg erarbeitet wurde, möglichst zu überdecken und damit unwirksam zu machen. Aber ich glaube nicht, daß es gelingt, anachronistisch einfach zu Früherem zurückzukehren. Immerhin war es auffallend und schmerzlich zugleich, daß in den Reden des Papstes bei seinem Deutschlandbesuch nur einmal die Würzburger Synode erwähnt wurde – jenes Geschehen, das die katholische Kirche in der Bundesrepublik einige Jahre intensiv bewegt und beschäftigt hat. Die Ergebnisse und Beschlüsse der Synode sind auch heute ebenso bedeutsam wie aktuell. Aber wie kann der Papst darauf Bezug nehmen, wenn die Synode bei uns selbst vergessen und verdrängt wird?

HK: Wenn ich Sie recht verstehe, wäre hier nicht nur der Papst, sondern wären primär die einzelnen Ortskirchen selber herausgefordert...

Fries: Genau das. Wir Katholiken sind seit dem Ersten Vatikanum eingeübt worden, Einheit vor allem als Einheit-

lichkeit zu verstehen, die von oben nach unten bewirkt wird und alles zentral regelt. Wir haben noch nicht genügend realisiert, daß Einheit sich dort am stärksten verlebendigt, wo lebendige Vielfalt am Werk ist. Dabei geht es zugleich um eine Rückbesinnung auf die Ursprünge von Kirche überhaupt, die schon im Neuen Testament eine Kirche aus Kirchen gewesen ist und die die Kraft hatte, die Spannungen, die Verschiedenheit etwa zwischen Jerusalem und Korinth auszuhalten und zugleich das starke Bewußtsein hatte: wir sind der Leib Christi. Die Erneuerung, die im Zweiten Vatikanum lebendig wurde, geschah vor allem auch durch den Rückgriff auf den biblischen Ursprung. Die Erneuerung gerade des Papsttums, die uns im ökumenischen Gespräch ständig vor Augen geführt wird, wird leichter, wenn wir die – bleibenden – Grundstrukturen des Petrusdienstes biblisch neu hervorholen und in den heutigen kirchlichen und gesellschaftlichen Kontext stellen.

HK: Gerade wenn man auf das Neue Testament und auf den ursprünglichen Sinn des Petrusdienstes zurückgreift, werden oft die Begriffe „Pastoralprimat“ und „Dienstprimat“ als Zielvorstellungen für ein erneuertes Papsttum gebraucht. Hier ergeben sich aber oft auch problematische, weil spiritualisierende Engführungen, indem man von einem eher vagen Begriff von Dienst- und Pastoralprimat ausgeht und damit an der rechtlichen Wirklichkeit des Papsttums in der Kirche vorbeizieht. Wo wäre eine Mitte zwischen solchen letztlich utopischen Zielmodellen und der konkreten, notwendigerweise auch rechtlich umschriebenen Ausübung des Papstamtes?

Fries: Ich würde nicht sagen, daß der Begriff Dienstprimat utopisch sei oder daß er etwas praktisch Unvollziehbares bezeichne. Alle Funktionen in der Kirche – wiederum biblisch gesprochen – stehen im Horizont des Dienstes, der Diakonia, des Ministeriums. Der Erste soll der Diener aller sein. Aber dieser Dienst schließt keineswegs Bevollmächtigung aus. Es will nur gesagt sein, daß alle Exusia, also alle Vollmacht in der Kirche: in der Form der authentischen Verkündigung, der Bewahrung der Lehre, der Leitung, im Dienst am Wort und am Sakrament, die ja eine gewisse rechtliche Struktur aufweist, in die Versuchung kommen kann, problematische Formen weltlicher Herrschaft anzunehmen. Aber Dienst – oder auch Pastoralprimat – ist keineswegs eine romantische oder eine lyrische Kategorie, sondern eine theologisch-biblische: Dienst und Vollmacht schließen sich nicht aus.

HK: Sehen Sie in der bisherigen Entwicklung des Pontifikats Johannes Pauls II. solche Ansätze auf eine stärkere Akzentuierung des Papstamtes als Pastoral- und Dienstprimat? Ist nicht vieles an der Amtsführung des Papstes und in seiner Verkündigung pastoral ausgerichtet?

Fries: Der jetzige Papst hat in seinen bisherigen Äußerungen außerordentlich großen Wert gelegt auf die anthropologische Komponente aller theologischen Besinnung und auf den Dienst am Menschen, den die Kirche wahrzunehmen hat. Kein Wort kehrt bei Johannes Paul II. so oft wie

der wie die Begründung von Glaubenssachverhalten mit Berufung auf den Menschen und die Menschenwürde, die ihren tiefsten Grund in Jesus Christus hat. Dieses Wort ist fast ein Schlüsselbegriff seiner bisherigen Verkündigung und Weisung. Ich meine, diese Sicht ermöglicht es, die Spannungen zwischen Dienst und Vollmacht, zwischen Rechtsstruktur und Pastoral einzubinden in eine große theologische Synthese: eben in die christologische und anthropologische Dimension.

„In der Leitung der Kirche sollte keine der möglichen Erneuerungskräfte übergangen werden“

HK: Aber genau das müßte auch in konkrete, rechtlich faßbare Schritte umgesetzt werden, um nicht nur Resultat des persönlichen Charismas zu bleiben. Wie sieht es damit aus?

Fries: Man muß hoffen, daß in der Neufassung des Codex Juris Canonici solche Elemente aufgenommen sind und damit die konkreten Fragen der päpstlichen Jurisdiktion besser regeln, als es bisher der Fall war. Aber man hat zu wenig Einblick in die diesbezügliche Arbeit und weiß deshalb nicht genau, was herauskommen wird; es sind ja auch schon manche Bedenken geäußert worden. Man kann nur hoffen, daß im neuen Kodex nichts von dem ausgelassen wird, was durch das Zweite Vatikanum und den damit begonnenen Prozeß der Erneuerung, der größeren Freiheit und Pluralität, der Kollegialität, der Berücksichtigung der Kirche als Volk Gottes, vor allem auch der Laien in Gang gekommen ist.

HK: Auch die Lex fundamentalis soll ja bald verabschiedet werden. Die bisher bekanntgewordenen Entwürfe stimmen im Blick auf die von Ihnen geäußerte Hoffnung aber durchaus skeptisch...

Fries: Das ist richtig. Es ist ja immer auch die Frage, wer an der Erarbeitung solcher Dokumente beteiligt wird. Es wäre wichtig auch für die Gestalt der päpstlichen Amtsführung, daß sowohl die vielfältigen Erfahrungen der Ortskirchen wie auch möglichst das ganze Spektrum theologischer Erkenntnisse und Ergebnisse eingebracht wird, daß nicht nur eine einzige Richtung dominiert. In der Leitung der Kirche sollte keine der möglichen Erneuerungskräfte übergangen werden; die Elemente der Erneuerung, die ja alle im Dienst der Kirchen stehen wollen, sollten ihren Freiheitsraum bekommen.

HK: Wir haben bisher vor allem von den innerkatholischen Fragen nach dem Verhältnis von Papstamt und Kirche gesprochen. Nun liegen ja beachtliche ökumenische Gesprächsergebnisse vor, nach denen sich zumindest Konturen eines auch von anderen christlichen Kirchen anerkannten Amtes der Einheit abzeichnen. Was bedeutet das Papstamt, was bedeutet gerade die Amtsführung Johannes Pauls II. für den ökumenischen Dialog?

Fries: An der ökumenischen Absicht dieses Papstes ist nicht zu zweifeln. Er hat sich nirgends so deutlich artikuliert wie bei seinem Besuch in Deutschland. Denken Sie an Sätze wie: „Der Wille Christi und die Zeichen drängen uns, zu einem gemeinsamen Zeugnis in wachsender Fülle der Wahrheit und der Liebe zu kommen“ oder: „Ich will in dem Strom mitschwimmen und alles tun, was der Einheit dient“. Denken Sie auch an seine anerkennenden Worte zur Confessio Augustana, die viel positiver waren als manches, was von deutscher katholischer Seite dazu geäußert wurde. Es ist auch nicht an der Hoffnung des Papstes zu zweifeln, mit den orthodoxen Christen zu einer Einheit zu kommen. Dabei hat er den Satz geprägt: heute laute die Frage: Welches Recht haben wir, heute noch getrennt zu sein? Daraus folgt ganz prinzipiell: Nicht die ökumenischen Neinsager und Verweigerer, sondern die ökumenisch Engagierten können sich auf die Worte des Papstes berufen.

HK: Aber würden durch das stärkere Einrücken in die Aufgabe des Sprechers der Einheit aller Christen dem Papsttum nicht nur nochmals zusätzliche Lasten auferlegt?

Fries: Ich glaube nicht, daß es darauf hinauslaufen muß. Wenn sich der Papst als Sprecher der gesamten Christenheit darstellen würde, sollte das zunächst bedeuten, daß er noch mehr ins Gespräch mit allen Kirchen kommen kann gewiß eine zusätzliche Aufgabe bedeuten, aber es Papst beim Wort nehmen, wenn er erklärt, er spreche als oberster Lehrer und Hirte aller Gläubigen. Das heißt doch, daß die Gläubigen in allen Kirchen mehr als bisher in eine Begegnung kommen müßten mit dem, was der Papst als Glaube der Kirche und als Glaubenszeugnis vor der Welt promulgiert. Und der Papst müßte sich noch intensiver des Konsenses aller Gläubigen versichern. Das kann gewiß eine zusätzliche Aufgabe bedeuten, aber es könnte auch hilfreich und entlastend sein für andere Funktionen des Papstes. Wenn ich die Bedingungen lese, die die Lutheraner in Amerika an das Papsttum – für eine mögliche Anerkennung – stellen: es solle seine Aufgabe kollegial und subsidiär auffassen, und es solle seinen Dienst verstehen als Gehorsam gegen das Evangelium, dann behaupte ich, das ist genau das, was der Papst heute von sich selber sagen kann und soll.

„Es wäre falsch, in der ökumenischen Bewegung alles Heil von oben zu erwarten“

HK: Kommt man damit auch über den kritischen Punkt im ökumenischen Gespräch über das Papsttum hinweg, der in einem protestantischen Memorandum vor dem Papstbesuch in Deutschland auf die Kurzformel gebracht wurde „mit, nicht unter dem Papst“?

Fries: Dieses Wort „mit dem Papst, nicht unter dem Papst“ ist schon im Konzil aufgeklungen. Gewiß sind die Bischöfe immer ein Kollegium unter einem Haupt. Über diese Fragen nach dem „mit“ und „unter“ müßte im Rah-

men des bereits Gesagten noch konkreter geredet werden. Wenn ich noch einmal auf das Auftreten des Papstes in Deutschland zurückkommen darf: Er hat nirgendwo einfach seinen Anspruch hervorgehoben. Er hat nicht gesagt: ich bin Petrus, sondern im Sinn der Mitbrüderlichkeit und der Betonung des Gemeinsamen mit den Vertretern der evangelischen Kirche als Mitchristen gesprochen. Ökumenisch ist nichts verbaut worden, es wurden Ermutigungen ausgesprochen und weitere Überlegungen sollen angestellt werden, auch durch die Berufung einer Kommission, die keineswegs eine Alibifunktion zu erfüllen braucht, sondern ein Gremium werden kann, das die bisherigen Arbeiten aufnimmt und weiterführt.

HK: Welche Schritte von katholischer Seite wären nötig und möglich, um diese Intention mit Leben zu erfüllen?

Fries: Es wäre falsch, in der ökumenischen Bewegung alles Heil von einer Regelung von oben zu erwarten. Ökumene muß sich vor allem an der Basis realisieren, in den Gemeinden. Wiederum hat der Papst dazu gleichsam beschwörende Worte gesprochen: „Tut, was ihr könnt, tut, was eint“. Wenn er hinzufügt: „Tut es nicht zu schnell“, dann hat er an die Gesetze des Wachstums auch in der Ökumene erinnert. Das ist angebracht, soll Ökumene in der ganzen Kirche verwirklicht werden. Eine kirchenamtliche Regelung kann nur dann sinnvoll sein, wenn es etwas zu regeln gibt. Und es gibt dann etwas zu regeln, wenn sich etwas Lebendiges tut. Wenn wir die Möglichkeiten ausschöpften, die jetzt schon gegeben sind, wie sie etwa im Ökumene-Beschluß der Würzburger Synode formuliert wurden, den man nicht vergessen darf und an den man ständig erinnern soll, dann wäre schon einiges erreicht. Nur dann, wenn die Wirklichkeit von unten her gleichsam gefüllt ist, kann man Regelungen von oben vornehmen.

HK: Wo fehlt es gegenwärtig an der Basis am meisten?

Fries: Viele Katholiken, aber nicht nur sie, haben Angst vor der Ökumene. Sie befürchten, durch den ökumenischen Prozeß ihre Kontinuität und ihre Identität zu verlieren. Deshalb müssen wir immer wieder klarmachen, daß Ökumene nicht Verarmung, sondern Bereicherung ist. Es geht nicht um die Preisgabe der Eigentümlichkeiten der Konfessionen oder um die Bildung einer Dritten Konfession, die alles noch schlimmer machte. Ökumene will vielmehr, daß die Verschiedenheiten durchaus ihr Recht behalten, daß sie aber ihren kirchentrennenden Stachel mehr und mehr verlieren. Aus den Verschiedenheiten soll eine versöhnte Verschiedenheit werden. Oder, um mit Joseph Ratzinger zu sprechen, Kirchen sollen Kirchen bleiben und eine Kirche werden.

HK: Welches Bild vom Papsttum ergibt sich aus dieser ökumenischen Zielvorstellung einer „versöhnten Verschiedenheit“?

Fries: Im Evangelischen Erwachsenenkatechismus ist zu lesen, daß die evangelische Kirche, die keinen Primat kennt, es bisher nicht verstanden habe, die Möglichkeiten von Einheit genügend wahrzunehmen und ein überzeu-

gendes Modell der Einheit vorzustellen. Der ökumenische Trend geht durchaus dahin, daß man erkennt: ein solches höchstes Amt der Einheit wäre um der Sache des Christlichen willen angesichts der heutigen säkularisierten Welt und ihrer Herausforderung des Christlichen überhaupt eine eindrucksvolle und bedeutsame kirchliche Wirklichkeit. Wenn die Fragen nach einem ökumenischen Papsttum von dieser Perspektive aus ins Visier genommen werden, ergeben sich wichtige Möglichkeiten: Es kommt darauf an, wie dieser Dienst der Einheit von einem Träger des Petrusamtes jeweils wahrgenommen wird; dabei spielt die Verschiedenheit der Persönlichkeiten eine wichtige Rolle. Denken Sie an Pius XII. und an Johannes XXIII.: welche Differenzen hinsichtlich der Primatsausübung! Wichtiger jedoch als die Diskussion über die verschiedenen Theorien oder Modelle ist die Überzeugung, daß in der konkreten Person des Papstes dieses Amt als Dienst an der Einheit verstanden wird, daß die Päpste sich selbst unter das Gesetz stellen, unter dem sie angetreten sind: die Herde zu weiden im Sinn der Hirtenliebe Jesu Christi. Je mehr die Katholiken selbst in ihrer Kirche die Vielfalt erfahren, etwa in der neu aufbrechenden Kirche in der Dritten Welt, je mehr wir uns davon distanzieren, alles europäisieren oder zentralisieren zu wollen, desto mehr werden wir auch eingeübt in eine Gestalt von Kirche, die Vielfalt und Einheit vereinigt, die deshalb auch die Katholizität noch umfassender und glaubwürdiger darstellt.

HK: Sicher hängt vieles von der jeweiligen Persönlichkeit des Papstes und der konkreten Art und Weise seiner Amtsführung ab. Auch wenn jeder Papst dem Amt seinen persönlichen Stil legitimerweise aufprägt, wo sind die unverzichtbaren Aufgaben des Papstamtes zu suchen, auf die die Kirche nicht verzichten kann?

Fries: Es ist zunächst ein generelles Problem, wie eine Aufgabe oder ein Dienst vom jeweiligen Amtsinhaber geprägt wird. Diese Frage ist keineswegs auf den Papst beschränkt. Die entscheidende Aufgabe des Papstes ist in dem vorgegeben, was im Neuen Testament über Petrus und den Petrusdienst gesagt ist: Petrus ist der Sprecher der Zwölf. Er ist derjenige, der das Christuszeugnis im Namen der anderen ablegt. Er ist der erste Zeuge des Auferstandenen und die maßgebliche Instanz auf dem Apostelkonzil (Apg 15,7). Dem Petrus wird von Jesus gesagt, er sei das Fundament, auf dem die Kirche aufgebaut werden soll. Als Fundament soll er die Gewährung der Einheit sein. Dann heißt es von ihm, er solle seine Brüder im Glauben stärken. Auch diese Aufgabe ist jedem Papst vorgegeben. Gewiß kann das jeder nur auf seine Art vollziehen, aber er ist gehalten, diesen Dienst am Glauben wahrzunehmen, der immer auch verlangt, Tradition und Situation zu verbinden.

HK: Wenn man alles, was den Pontifikat Johannes Pauls II. bisher prägt, zusammennimmt, die Reisen, die Synoden, seien es die Sondersynoden, sei es die Bischofssynode, seine Lehrverkündigung, rundet sich das alles zusammen mit seinem persönlichen Stil schon zu einer neuen Gestalt dieses unverzichtbaren Petrusdienstes?

Fries: Von einer „Rundung“ zu sprechen wäre verfrüht. Es sind Versuche, es sind Schritte auf dem Weg zur Wahrnehmung einer Gestalt. Wenn ich mich frage, worin das Besondere besteht, was dem jetzigen Papst so sehr am Herzen liegt und was zugleich seine Qualifikation ausmacht, dann würde ich sagen, er versteht seinen Petrusdienst als Dienst am Glauben vor allem dadurch, daß er nicht so sehr Verbote, Warnungen, Gesetze in Anspruch nimmt, sondern den Glauben als Ermutigung, als frohe Botschaft, als Orientierung für das Leben, als Sinngebung menschlicher Situationen, als Freude und als Hoffnung für die Welt vermittelt. Es ist kein Zufall, daß viele Menschen auch in Deutschland diesem Papst zustimmen, obwohl sie in manchen Sachfragen keineswegs mit ihm einig gehen. Aber sie erkennen in ihm einen Träger von Hoffnung, von Mut und von Zuversicht. Ich habe es in München selber erlebt, wie sich gerade bei den Künstlern und Publizisten viel spontane Zustimmung zeigte. Sie spürten, hier ist einer, der Sinngebung vermitteln kann, der Orientierungen gibt, und zwar so, daß sie nicht einfach dem Menschen aufoktroiiert werden, sondern aus dem Menschen selber kommen und deshalb von ihm angenommen werden können.

„Durch die Verkündigung des Papstes ist kein Ersatz, wohl aber ein Modell geschaffen worden“

HK: Kann die Kirche sich dieses Potential an Hoffnungskraft und Sinngebung zunutze machen, ohne dadurch einer falschen Sicherheit zu verfallen und zu viel vom Papst zu erwarten?

Fries: Sicherlich birgt dieser neue Stil päpstlicher Amtsausübung Aufgaben für die Kirche in sich. Aber durch die Verkündigung des Papstes ist kein Ersatz, wohl aber ein Modell geschaffen worden, an dem sich die Verkündigung des Glaubens in der Kirche insgesamt orientieren kann. Der Papst kann diese Aufgaben der Kirche insgesamt nicht abnehmen, aber er kann exemplarisch deutlich machen: in dieser Form könnt und sollt ihr den Menschen begegnen. Wenn das geschieht, hat die Kirche heute durchaus eine Chance, auch bei jungen Menschen.

HK: Wo liegen trotzdem ekklesiologische Defizite in Programm und Amtsführung des Papstes, welche Akzente müßten in Zukunft ergänzend und korrigierend dazutreten?

Fries: Defizite sehe ich vor allem noch darin gegeben, daß die Kirche in den Ortskirchen noch nicht genügend ihre Spezifität, ihre Eigenprobleme auf den Tisch gelegt hat, damit für die Vielfalt der Kirchen auch eine Vielfalt von Regelungen möglich wäre. Defizite sehe ich in manchen Bestrebungen, die zentralistischen und retardierenden Tendenzen von ehemals wieder stärker wirksam werden zu lassen.

Es ist wichtig, in diesem Zusammenhang darauf hinzuweisen, daß der Papst das Problem Kirche mit dem Problem der Freiheit verbunden hat. Die Kirche soll nicht der

Feind, sondern der Anwalt der Freiheit sein. So wird die Kirche von den Menschen in Polen erfahren. Diese Erfahrung sollte zur universalen Erfahrung werden. Paulus hat den Inbegriff des Christseins mit dem Wort der „Freiheit in Christus“ ausgesprochen. Eben dies sollte, um ein Wort des Zweiten Vatikanums zu variieren, im Angesicht der Kirche Jesu Christi widerstrahlen. In diesem Zusammenhang ist eine der letzten Äußerungen des Papstes höchst bemerkenswert: Der Friede der Welt hat seine Grundlage in der Freiheit.

HK: Wie müßte sich dieses Papstwort von der Kirche als dem Anwalt der Freiheit im Wesen der Kirche konkret auswirken?

Fries: Folgende Bereiche scheinen mir wichtig: Die Ortskirchen in der Welt sollten, wie schon gesagt, ohne ihre Verbindung mit der Weltkirche zu gefährden, noch mehr als bisher sich selbst zur Sprache und zur Geltung bringen. Sie sollen damit beitragen zu einer größeren Katholizität, zu einer Kirche als Vielfalt in Einheit. Damit ist die Frei-

heit angesprochen, die mit dem Prinzip der Subsidiarität gemeint ist; Fragen, die die Ortskirchen in und aus ihrer Kompetenz lösen können, sollten auf diese Weise gelöst werden. Am leichtesten gelingt dies im liturgischen Bereich; aber er ist nicht der einzige. Es ist auch an die Frage der Disziplin, der Verwaltung und der Gesetzgebung zu denken. Das schließt eine letzte Appellationsinstanz nicht aus; sie wird ausdrücklich anerkannt. Aber durch die Subsidiarität kann die Spitze entlastet werden. Diese Freiheit ist vor allem gegenüber der Kirche in der Dritten Welt in Anschlag zu bringen. Sie will und soll auf ihre Weise: mit dem Reichtum ihrer Kultur, ihrer Sprache, ihres Denkens, ihrer Gestaltungskraft Kirche werden und Kirche sein – und nicht ein Nachbild der europäischen Kirche mit deren spezifischer Geschichte. Freiheit sollte wirksam werden als Freiheit von der Berührungsangst mit der „Welt“ im umfassenden Sinn des Wortes, auch der Berührungsangst mit den nicht römisch-katholischen Kirchen und Gemeinschaften – es ist die Freiheit des Ökumenismus – sowie mit den Religionen der Welt.

Dokumentation

„Dives in misericordia“

Enzyklika Johannes Pauls II. über das göttliche Erbarmen

Am 2. Dezember 1980 wurde im Vatikan die zweite Enzyklika Johannes Pauls II. veröffentlicht. Sie ist vom 30. November 1980, dem ersten Adventssonntag, datiert. Der Papst stellt die Bedeutung des in der Heilsgeschichte, besonders im Paschamysterium sichtbar gewordenen göttlichen Erbarmens für Kirche und Welt angesichts der gegenwärtigen Bedrohungen heraus. Wir dokumentieren den vollständigen Text der Enzyklika in einer von Karl Lehmann anhand des lateinischen Textes revidierten Fassung der vom Vatikan herausgegebenen deutschen Übersetzung.

Verehrte Brüder, liebe Söhne und Töchter!
Gruß und Apostolischen Segen!

I. Wer mich sieht, sieht den Vater (vgl. Joh 14,9)

1. Die Offenbarung des Erbarmens

„Gott ..., der voll Erbarmen ist“¹, wurde uns von Jesus Christus als Vater geoffenbart: sein Sohn selbst hat ihn uns in sich kundgetan und zu erkennen gegeben². Denkwürdig

ist die Szene, da Philippus, einer der zwölf Apostel, sich an Jesus wandte mit der Bitte: „Herr, zeig uns den Vater, das genügt uns“, und die Antwort bekam: „Schon so lange bin ich bei euch, und du hast mich nicht erkannt ...? Wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen.“³ Diese Worte wurden während der Abschiedsreden gesprochen, am Ende des Ostermahles, dem dann die Ereignisse jener heiligen Tage folgten, in denen es sich ein für allemal erwiesen hat, daß „Gott ..., der voll Erbarmen ist, ... uns, die wir infolge unserer Sünden tot waren, in seiner großen Liebe, mit der er uns geliebt hat, zusammen mit Christus wieder lebendig gemacht hat“⁴.

Im Anschluß an die Lehren des Zweiten Vatikanischen Konzils und im Blick auf die besonderen Erfordernisse unserer Zeit habe ich die Enzyklika *Redemptor Hominis* der Wahrheit über den Menschen gewidmet, die uns in ihrer Fülle und Tiefe in Christus offenbar wird. Ein nicht weniger gewichtiges Erfordernis unserer ersten und keineswegs leichten Zeit drängt mich dazu, mich noch einmal in das Geheimnis Christi zu versenken, um in ihm das Antlitz des Vaters zu entdecken, der der „Vater des Erbarmens und der Gott allen Trostes“⁵ ist. In der Konstitution *Gaudium et Spes* lesen wir: „Christus, der neue Adam, macht ... dem Menschen den Menschen selbst voll kund